

# Wo, bitte, geht's bergab?

Anmerkungen zum deutschen Kulturgefälle

In Lübeck, 16 Meter über dem Meeresspiegel, räsonniert Tony Grünlich geborene Buddenbrook über das nachlässige Benehmen des Herrn Permaneder. „...sie sind alle so dort unten“, sagt sie. Dieses *unten* bezieht sich auf München, die Stadt am Alpenrand und 520 Meter über Normalnull. Tonys Feststellung ist entschuldigend gemeint; aber die Entschuldigung überzeugt sie selber nicht so ganz, und nach einigen Wochen München resümiert sie, „in fremderes Erdreich“ hätte sie nicht kommen können, und lieber ginge sie „in die Türkei“. Und dann faßt sie ihr Elend in den Seufzer: „Oh, wir sollten niemals fortgehen, wir hier oben!“

Natürlich zielt Thomas Mann, feinsinnig wie immer, mit den Metaphern von *oben* und *unten* auch auf Plätze in der sozialen Hierarchie; schließlich weist das „desperate Wort“, das zur Trennung führt („Geh zum Deifi, Saulud'r dreckats!“), Permaneder nicht nur als waschechten Bayern aus, sondern auch als einen Menschen, der seine niedere Herkunft nicht verleugnen kann. Aber der Unterschied wird eben doch auch geographisch festgemacht, und diese Kennzeichnung von Nord und Süd als oben und unten ist eine so geläufige Redeweise, daß sie auf Anhieb gar nicht auffällt.

Diese Lokalisierung von oben und unten hängt mit der Landkarte zusammen. Auf die wirkliche Topographie bezogen ergibt sie einen kuriosen Effekt, ein Gefälle, das bergauf führt; doch auf der Karte fährt man nun einmal nach Garmisch hinab und nach Flensburg hinauf. Aber niemand sagt, er fahre nach links, wenn er Holland oder Belgien besucht, oder er fahre nach rechts, wenn er nach Prag reist. Offenbar hat die Abstraktion des Kartenbildes mit dem oben und unten nur deshalb so feste Spuren in der Alltagssprache hinterlassen, weil mehr dahintersteckt.

Oben und unten - das ist eben nicht nur die Atlasmarkierung, sondern darin ist auch eine traditionelle Bewertung von Nord und Süd ent-

halten. „Jedes Land hat seinen Süden“, sagt man in Amerika und spielt damit auf die regionalen Disparitäten an, die es fast überall gibt, auf die Schwierigkeiten, die schlechter entwickelte Landstriche für die anderen mit sich bringen. Auf die Bundesrepublik Deutschland ist dieser Anspruch mit der eindeutigen Zuordnung von Nord und Süd nicht oder nicht mehr anwendbar - davon wird noch die Rede sein. Aber als Thomas Mann die „Buddenbrooks“ schrieb, war dies offenbar eine gängige Einschätzung, und sie hatte bereits eine alte Tradition.

Keine uralte: Im Mittelalter waren die Gewichte eher umgekehrt verteilt. In Günter Graß' „Butt“ registriert ein Abt alemannischer Herkunft befriedigt die „helvetische Einfärbung“ in den Versen einer vornehmen niederdeutschen Dame; das erst gebe „dem .platten Niederdeutsch Reiz“. Zu jener Zeit war nicht nur die politische Macht auf den Süden konzentriert, auch die kulturelle Strahlkraft ging eher von Süden nach Norden. Die nördlichen und zumal die nordöstlichen Regionen galten als Kolonialland; im Süden war man sich der Überlegenheit bewußt.

Aber schon das Ende der Staufer verschiebt die Gewichte. Die Schwaben, die ihre alte Vormachtstellung aufgeben mußten, dies aber offensichtlich nicht wahrhaben wollten, wurden zum Hauptgegenstand des Spotts. „Hier stehen wir Helden, sagt der Frosch zum Schwaben“, heißt eine Redensart, die damals aufkam. Der Süden hatte abgebaut.

Mit der Reformation wächst dem Norden noch mehr Gewicht zu, und die Gegenreformation bedeutete keine endgültige Korrektur. Im 18. Jahrhundert blickt das gebildete Deutschland ‚hinauf; dabei werden sogar die skandinavischen Länder und ihre Traditionen in die Aura des Nordens einbezogen. Der einflußreiche Philosoph Johann Georg Hamann wird „Magus im Norden“ genannt. Er ist Ostpreuße, wie Immanuel Kant und wie Theodor Gottlieb von Hippel, der damals schreibt: „Wir Nordlichter“ - mit selbstsicherer Ironie, die deutlich ins Eigenlob changiert. In Sachsen ist das Zentrum von Aufklärung und Klassik; dort bildet sich vollends die Norm der deutschen Einheitssprache heraus.

Auch Berlin spielt, damals schon, eine wichtige Rolle. Sie wird oft verkannt, weil man der Hauptstadt unserer „verspäteten Nation“ einen weit geringeren Einfluß zuschreibt als den großen westeuropäischen Metropolen. Mit Recht - aber schon zu Friedrichs II. Zeiten und vor allem im frühen 19. Jahrhundert war Berlin das bedeutendste Zentrum.

Die romantische Bewegung, die zunächst vielleicht eher an Süddeutschland und an ländliche Bereiche denken läßt, hatte ihren wichtigsten Schwerpunkt in Berlin. Vor allem aber wird Berlin zum politischen Mittelpunkt; unmittelbarer Vorläufer des Deutschen Reichs war der Norddeutsche Bund.

Mit der Reichsgründung scheint das Verhältnis endgültig bestimmt. Die industrielle Entwicklung war im nördlichen Deutschland besonders rasant; dort waren die Zentren der Leitindustrien, die Stahlhütten, die Werften, die großen Bergwerke. Kurz nach der Jahrhundertwende schrieb Friedrich Naumann seinen Essay „Der deutsche Süden“, in dem er die Unterlegenheit des Südens dokumentierte und zur wirtschaftlichen Planung und Förderung aufrief. Und es war nicht nur ein politisch-wirtschaftliches Gefälle, sondern bis zu einem gewissen Grad auch ein kulturelles. So sehr man sich gerade auch in der Kultur auf den Föderalismus berief und so sehr die alten Residenzen auf ihre Mittelpunktfunktionen pochten - Berlin war nicht nur im technischen Sinn das „Exerzierfeld der Moderne“, sondern es war auch maßgebend für neue künstlerische und wissenschaftliche Bewegungen. Drei Beispiele: Die literarische Richtung des Naturalismus war dort konzentriert. Die soziologische Entdeckung der Großstadt geschah in Berlin. Und die Ausrichtung der preußischen Bildung wurde zum Vorbild und Schrittmacher für die anderen Länder.

Im Süden wurde die Überlegenheit des Nordens zwar nicht ohne weiteres akzeptiert, aber sie wurde anerkannt. Man wehrte sich gegen die Dominanz; aber der Widerstand hat sehr oft den Charakter von Rückzugsgefechten. Verärgerung ist im Spiel: man sieht die tatsächlichen Vorzüge des Südens durch die Geltung des Nordens verstellt. Im 18. Jahrhundert wenden sich Süddeutsche gegen den „Prunk sächsischer Eloquenz“; der schwäbische Magister Balthasar Haug vertritt die Meinung, daß die Schwaben mit den Vorzügen ihrer Sprache „allen deutschen Völkern die Spitze bieten können“, und im fränkischen Altdorf schreibt Johannes Neumann, „daß man in Franken und Bayern der alten ächten deutschen Sprache am nächsten komme“. Aber das sind Proklamationen, die kaum etwas daran ändern, daß die für die deutsche Einheitssprache bestimmende Sprachprovinz im Norden liegt.

Wenn Uhland im 19. Jahrhundert verkündet, daß das Schwabenland „auch manchen Mann, auch manchen Held“ gebar, dann klingt auch dies nicht eigentlich offensiv; und selbst das drastische bajuwarische

„Saupreiß'n" ist Abwehrgebell und nicht etwa die Anmeldung eines Führungsanspruchs. Das Gleiche gilt, wenn die Norddeutschen umgangssprachlich als die „vom großen Vaterland" gekennzeichnet werden. Man findet sich ab mit der Rolle des Verkannten, desjenigen, der seine Vorzüge nicht auf dem Präsentierteller zu Markte trägt. Im Süden, auf diesen Nenner bringt Karl Julius Weber den Gegensatz vor 150 Jahren, gebe es „weniger Mundwerk und Bramarbasade" als im Norden; sprachliche Zurückhaltung gilt den Süddeutschen als Garantie für Charakter: die stille Cordelia, so wird an „King Lear" erinnert, sei mehr wert als „ihre wortreichen Schwestern". Norddeutsche dagegen sind - nach der lange Zeit vorherrschenden Auffassung - Leute, die ihr nicht vorhandenes Herz auf der Zunge tragen, kühle Rechner und Erfolgsmenschen, die auf ihre Überlegenheit gegenüber dem Süden pochen.

Kritische Süddeutsche, die ihren Landsleuten die Leviten lesen wollen, tarnen sich hin und wieder als norddeutsche Reisende - das gibt ihren Schriften eine eigentümliche Schärfe, löst freilich auch sofort erhebliche Abwehrreaktionen aus. Das wirkt bis heute fort: Als die „Stuttgarter Zeitung" anlässlich des 25-jährigen Landesjubiläums von Baden-Württemberg aus den „Culturbildern" eines anonymen „Norddeutschen" aus dem Jahr 1877 zitierte, wurde dies attackiert als äußerste Taktlosigkeit; die „Culturbilder", hieß es in einem Leserbrief, seien „eine einzige Unverschämtheit" und lenkten nur „Wasser auf die Mühlen der Norddeutschen".

Merkwürdig ist dabei nicht nur, daß die alten Gegensätze so lange nachwirken, daß sich also über hundert Jahre nach der Reichsgründung noch immer nicht Gelassenheit durchgesetzt hat. Merkwürdig ist vor allem auch, mit welcher Selbstverständlichkeit vom Norden und vom Süden gesprochen wird, als handle es sich um feste, strikt definierte Einheiten. Wie konnte es überhaupt zu dieser Zweiteilung kommen angesichts der vielen „Vaterländer", die es noch im 19. Jahrhundert gab und die ja doch auch nach der Reichsgründung die ‚Kulturplastik' der ehemaligen Territorien und Länder bestimmten? Karl Julius Weber, aufmerksamer Chronist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sprach von der „Neununddreißigkeit" Deutschlands, und er fügte übrigens ausdrücklich hinzu, diese sei ihm lieber als die drohende „Zweiteilung" aus „Preußentum und Österreichertum". Aber das hinderte ihn nicht, von der großen Kluft zwischen Nord- und Süddeutschen zu sprechen.

Die „Neununddreißigkeit", die territoriale Buntheit war offenbar

doch zu verwirrend. Zwar gefiel man sich nach dem vollzogenen Zusammenschluß im Deutschen Reich in Bildern eines Organismus, dessen Glieder die einstigen Stämme bildeten; aber Anhaltspunkte der Orientierung boten solche Bilder höchstens auf kurze Entfernung: ein Schwabe wußte und weiß in seinem engen Bereich wohl zu unterscheiden, und er fände es fragwürdig, mit Bayern in einen süddeutschen Topf geworfen zu werden, aber er hatte und hat keine Hemmungen, alle als Norddeutsche zu bezeichnen, die jenseits des Mains leben. Die simple Zweiteilung bot eine Handhabe, mit der man umgehen, mit der man auch ohne differenziertes Wissen um Lage und Zusammensetzung der Teilgebilde etwas anfangen konnte.

Der Nord-Süd-Gegensatz ist also ein Klischee. Das heißt nicht, daß er mit der Wirklichkeit nichts zu tun hätte. In der Formel von Nord und Süd sind die Erfahrungen von Jahrhunderten auf einen Nenner gebracht, keineswegs völlig willkürlich, aber eben doch auch mit Hilfe von Verbiegungen und Rechenfehlern. Das gilt auch für unseren eiligen Gang durch die Geschichte. Wenn vom Bedeutungszuwachs des Nordens durch die Reformation die Rede war - müßte dann eigentlich nicht gleich abgeschwächt werden durch den Hinweis auf die protestantischen Gebiete im Süden und auf die ausgedehnten katholischen Landschaften am mittleren und am Niederrhein und in Westfalen? Und wenn gesagt wurde, die hochsprachliche Norm sei im Norden entwickelt worden, müßte dann nicht präzisiert werden, daß es sich um einen relativ südlichen Norden handelt und daß sich die deutsche Einheitsprache vom niederdeutschen Platt ja doch weiter entfernt als von süddeutschen Dialekten?

Klischees sind Formeln, welche die komplizierte Wirklichkeit vereinfachen und sich zum Dauergebrauch anbieten, verhältnismäßig immun gegen tatsächliche Veränderungen, immer zur Hand, wo Einteilungen und Klassifizierungen gefragt sind. Sie entwickeln dabei ihren eigenen Anspruch und wirken auf die Realität zurück. Das Klischee behauptet nicht nur, daß es Norddeutsche und Süddeutsche gibt, es schafft sie auch bis zu einem Grad.

Wenn man Bismarcks Tischgesprächen glauben darf, wurde er in Göttingen in eine Mensur verwickelt, weil er auf der Aussprache „ick ooch" beharrte und sich weder zum südlichen „auch" noch zum niederdeutschen „ock" bequemt. „Ick ooch" war zwar gut berlinerisch, aber angesichts der Trennung nach Himmelsrichtungen eben doch ein Zwitter.

Nord und Süd - das schien klare Verhältnisse zu schaffen. Wenn Autoren etwas über die Deutschen schrieben und diese Kategorie war ihnen zu grob und zu uneinheitlich, dann zogen sie sich häufig auf die Zweiteilung zurück. Friedrich Nietzsche stellte vor hundert Jahren fest, „der Norden“ sei „immer gutmütiger und flacher“ gewesen als „der Süden“. Auch der schon zitierte Karl Julius Weber resümiert seine Einsichten in Vielzahl und Vielfalt der deutschen Länder dann eben doch in einer Gegenüberstellung von Nord und Süd. Er spricht von der „liebenswürdigen Regsamkeit des Südens, die dem nördlichen Deutschland durchaus versagt bleibt“. Die „platten Norddeutschen“ gelten ihm als „derber, zurückgezogener, finsterer, aber auch energischer, genügsamer, fleißiger, weniger gemütlich, aber offenbar verständiger“; im Süden findet er Einfachheit und Fröhlichkeit: „Tiroler Sinn herrscht in ganz Süddeutschland“. Der Frohsinn kommt auch der Poesie entgegen; die Literatur gehört nach seiner Auffassung dem Süden, „das Gewerbe mag dem Norden bleiben“. Der Süden habe „schönere Weiber“, der Norden „schönere Männer“, urteilt der Reiseschriftsteller Weber, und er scheut sich auch nicht, den Nord-Süd-Unterschied an Einzelheiten der Lebensweise festzumachen: an der „Suppe, die der Süddeutsche täglich zweimal genießt, der Norddeutsche in der Regel nur, wenn er krank ist“, an den Hosenträgern, die nur im Süden getragen werden, an der Tatsache, daß im Norden „das Strickzeug in den Händen der Männer wie der Weiber“ zu finden ist. Vor allem aber - und dies ist eine sehr verbreitete Charakteristik - gilt dem Hohenloher Karl Julius Weber der Süden als Weinland, der Norden dagegen als Biergebiet.

Zur Zeit Karl Julius Webers hatte die Trennung in Nord und Süd immerhin noch ihren politischen Hintergrund: der Preußische Zollverband, Vorläufer des Norddeutschen Bundes, reichte bis zum Main, und ihm stand als einzig größerer Verbund der Süddeutsche Zollverein gegenüber, die zeitweilige wirtschaftliche Koordination zwischen Bayern und Württemberg. Aber auch nach der Reichsgründung blieb das Schema erhalten. Bald nach der Jahrhundertwende schrieb der aus Böhmenkirch stammende Historiker Georg Grupp über den „deutschen Volks- und Stammescharakter“, und auch bei ihm finden sich Gegenüberstellungen von Norddeutsch und Süddeutsch. Der Norddeutsche hat nach Grupp „das Ideal der kühlen Vornehmheit“, das er auf englische Einflüsse zurückführt; die Geselligkeit ist im Norden eher eine häusliche, vor allem „Teekränzchen mit gemischter Gesellschaft sind

etwas Norddeutsches“. Im Süden ist der Radius der Frauen enger, ihr Einfluß kleiner. Auch bei Grupp finden sich Charakterisierungen, die aus Alltagsbeobachtungen abgeleitet sind; die Speisekarte spielt auch bei ihm eine wesentliche Rolle. Während Weber noch schrieb: „Die Kartoffel allein verbindet die deutschen Stämme zu einem gemeinschaftlichen Bunde“, gilt sie jetzt als norddeutsche Domäne, der die „Mehltöpfe des Südens“ gegenüber gestellt werden. Vor allem aber werden auch bei Grupp die unterschiedlichen Trinksitten herausgestellt, „die Vorliebe für Tee“ im Norden, aber auch das riesige Angebot an Bier.

Natürlich weiß Grupp, daß das Bier auch im Süden nicht unbekannt ist. Er schiebt die Unterscheidung auf eine allgemeinere Ebene, indem er dem „kälteren Norden“ einen höheren Bedarf an Alkohol und Fett zuschreibt, und er geht in die Offensive, indem er kolportiert, an „Säufersinn“ sollen in Norddeutschland „75-mal soviel Menschen leiden wie in Bayern“, der Norden habe daher „keinen Grund, sich über das Bierland Bayern aufzuhalten“. Aber abgesehen davon, daß sich die Bayern wahrscheinlich gegen diese 75-fache Deklassierung wehren - weder das Bier noch der Wein nimmt Rücksicht auf die Demarkationslinie zwischen Nord und Süd.

Bezeichnenderweise wird diese auch fast nie konkret gezogen. Wohin gehören beispielsweise die Rheinprovinzen? Willy Hellpach hat das Rheinische als „die liebenswertigste Art des Preußischen“ bezeichnet, aus badischer Perspektive wohl, während für die (wirklichen) Norddeutschen am Rhein schon der Süden beginnt, unter anderem auch wegen des Weinbaus. Und diese Unsicherheit gilt keineswegs nur im Blick auf das Rheinland. Die differenzierteste Landeskunde des letzten Jahrhunderts, Wilhelm Heinrich Riehls Studie „Land und Leute“, ging denn auch von einer Dreiteilung Deutschlands aus. Zwischen Nord und Süd sah Riehl wenig Gegensätze, vielmehr erkannte er im Norden und im Süden „wahlverwandte Gruppen von Volkscharakteren“, die im Gegensatz standen zur Mitte. Im breiten Mittelgebirge sah Riehl eine „bunte Musterkarte des Volkslebens auf engem Raum“ mit vielen „widersprechenden Charakterzügen“ präsentiert; in diesem Mittelgebirge erkannte er den „Grundbau der guten deutschen Mannigfaltigkeit und der schlimmen deutschen Zerstückelung“. Hier, in der Mitte, „ist bäuerliches und städtisches Wesen vielfach vermischt und ineinander getrieben“; die Volkssprache ist „aufgelöst und verwittert“, und auch die kirchlichen Gegensätze sind verwischt. Im Süden wie im Norden dage-

gen „tritt der Katholizismus und Protestantismus massenhaft auf“, es gibt reine Dialekte, und es „findet sich noch reines Bauernvolk“, aber auch „reine Städte“.

Fragt man nicht nach der historischen Einschätzung, sondern nach den heutigen Verhältnissen, so ist sicher diese Dreiteilung angemessener als die Gegenüberstellung von Nord und Süd - eine Dreiteilung freilich, die schnell zu weiteren Differenzierungen treibt. Bayern ist nicht Baden-Württemberg; der Südwesten weist sehr viel mehr Züge der Vermischung und Vielfalt auf als der Südosten — bezeichnenderweise schlägt schon Riehl seine Brücken von Ostfriesen, Schleswig-Holsteinern und Niedersachsen zu den Altbayern und Tirolern.

Aber weder der vernünftige Versuch einer Dreiteilung noch die Einsicht in die weitergehenden Unterschiede, in die Mannigfaltigkeit der Länder, Bezirke, Regionen hat das alte Vorstellungsschema erledigt. Vom Nord-Süd-Gegensatz ist immer noch die Rede, heute sogar wieder sehr viel mehr als noch vor wenigen Jahren. Und zwar deshalb, weil der Wind sich gedreht hat. Während jahrzehntelang, ja jahrhundertlang ausdrücklich oder stillschweigend ein Nord-Süd-Gefälle unterstellt wurde, macht jetzt das Schlagwort vom deutschen Süd-Nord-Gefälle die Runde.

Erfunden haben soll es der bayerische Wirtschaftsminister. Das läßt sich, weil das Wort plötzlich in aller Munde - zumindest in aller Leitartikler Munde — war, schlecht überprüfen. Aber die Zuweisung ist sicher nicht ganz schief: mit „Süd-Nord-Gefälle“ sind in erster Linie ökonomische Verschiebungen und Abstände angedeutet, und das Wort macht offenkundig, daß der Süden sich zur Offensive anschickt. Der Niedergang der Schwerstindustrien und die Verlagerung des Interesses auf andere, modernere Zweige der Industrie hat dazu geführt, daß Investitionsmittel, daß aber auch zunehmend mehr Menschen von Norden nach Süden wandern. Und so erbaulich es klingen mag, wenn zwischen Geld und Geist eine Trennlinie gezogen wird — schon hört man im Norden auch Klagen über den Ausverkauf der Kultur.

Dabei ist freilich daran zu erinnern, daß dem Süden vom Norden her schon immer ein wenig die Rolle kultureller Kompensation eingeräumt war. In der Musik und der bildenden Kunst gilt dies ziemlich allgemein, ansonsten war der Süden vor allem ein Rückzugsort der kraftvollen Volkskultur, die den Touristen aus dem Norden mundgerecht serviert wurde. Der Strom der Touristen in die Alpen- und Voralpengebiete

kratzte das Klischee vom Nord-Süd-Gefälle lange Zeit nicht an: im Urlaub suchte man ja doch Rückständigkeit, berauschte man sich an den vermeintlich so urtümlichen Äußerungen der südlichen Entwicklungsregionen. Im modernen Tourismus aber zählt daneben und davor der Komfort, das qualifizierte Angebot, und die niederdeutschen Fremdenverkehrsexperten registrieren erschreckt, daß ihnen der Süden darin den Rang abzulaufen droht.

Der Süden formiert sich. Pointengierige Journalisten schreiben von der Achse Stuttgart-München. Die Rede von den „Nordlichtern“, die von Bayern her in Schwung kam, klingt deklassierend. Sie zitiert den alten Mythos des Nordens und gibt ihn der Lächerlichkeit preis; den Nordlichtern wird ein für allemal heimgeleuchtet. Gerhard Zwerenz hat vor einigen Jahren die giftigen Bemerkungen analysiert, die Politiker in Nord und Süd gegeneinander richten, und er hat aus den „unbedachten Kraftsprüchen“ die weitreichende Folgerung gezogen: „Da bereitet der Auseinanderbruch sich vor, Süd und Nord entfernen sich voneinander.“ Er vertritt die Meinung, der Restbestand, das westliche Rumpfdeutschland, regionalisiere sich „in weitere Reste auseinander“, wobei für ihn die kritische Frage die nach der „Schnittlinie“ ist: „es kommt darauf an, ob Hessen nach Norden oder nach Süden fällt.“

Das interessanteste an dieser These ist eigentlich, daß es sie gibt. Sie bestätigt die zementierten Kategorien Nord und Süd. Wirft man einen Blick auf die parteipolitische Landkarte, so erscheint die Prognose mehr als nur zweifelhaft. Die Vermutung Zwerenz' läßt sich mit Riehls Dreiteilung parieren. Tatsächlich gibt es ja doch eine konservative Klammer zwischen Süd und Nord; bei allen Sticheleien und Beschimpfungen sind die Regionen ganz im Norden und die im Süden aufeinander angewiesen, wenn sie den anders orientierten mittleren Regionen nicht die Initiative überlassen wollen — den mittleren Regionen, die eben in der Tat weder zum Norden noch zum Süden gehören.

Man sollte sich wohl damit abfinden, daß die Bundesrepublik Deutschland bleiben wird. Bleiben wird aber auch die Rede von Norddeutschen und Süddeutschen, das schiefe, aber handliche Ordnungsprinzip der Einteilung in Nord und Süd. Der Süden existiert vor allem aus der Perspektive des Nordens, der Norden aus der des Südens. Natürlich wissen wir, daß „da unten“ nicht alle so sind - das ist eine böse Vereinfachung. Aber, Hand aufs Herz, die da oben...